

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 60.

Posen, den 13. März 1928.

2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Jenzfried von Wedemar.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Endlich,“ sagte der Lange, doch mit einem gewissen wohlwollenden Unterton, den er dem Diener gegenüber anzuschlagen pflegte, den er noch von seinem Vater übernommen hatte.

Man ging zu Tisch. Der kleine, ovale Saal ließ sich nur schwach in seinen Umrissen erkennen; der Leuchter auf runden Tisch gab aus seinen fünf Kerzen gerade so viel Licht ab, daß der Tisch selbst und die Personen um ihn herum beleuchtet waren.

Der Kleine saß links neben der Schwester, auf der anderen Seite neben ihm die alte Dame, die der Lange zu Tisch geführt hatte.

Das Essen war einfach, aber die Art, wie es angerichtet wurde, zeigte die Kultur, die sich nicht erlernen läßt, auch in diesen Dingen. Der Diener schenkte den leichten Tischwein ein, dann postierte er sich hinter dem Stuhl der Schwester, hier und da helfend und die Schlüssel reichend.

Das Gespräch drehte sich zunächst um einige landwirtschaftliche Fragen, die die Geschwister erörterten, und von denen der Kleine nichts verstand. So blieb er denn nur wohlherzogener Zuhörer, und hatte dabei Zeit, sich ein wenig umzusehen.

In der Familie des Kleinen lebte man zwar auch gut, sehr gut sogar, aber dort fehlte jene steife Bornehmheit, die ihn hier zunächst noch etwas bedrückte. Dann störte ihn auch der Diener, der so dicht hinter seinem Stuhl stand, um dessen Vorhandensein sich aber sonst anscheinend niemand kümmerte; denn die Gespräche wurden so offen geführt, als ob die Geschwister allein wären.

Als wollte sie sich entschuldigen, wendete sich die Schwester jetzt so plötzlich an den Kleinen, daß der ordentlich erschreckt aus seinen Betrachtungen zusammenfuhr.

„Nun müssen Sie aber auch erzählen! Wie sieht es in Breslau aus, was macht der Bobkonstrukteur? Und vor allem: Haben Sie sich einen von seinen Schlitten gekauft?“

Der Kleine berichtete; er war in seinem Element. Wenn es sich um seinen geliebten Bobsport handelte, konnte er mitreden, anders als bei den Gesprächen vorher über Druschprämie und Fruchtterfolge.

Von der Bobfabrik erzählte der Kleine, und was er dort gesehen.

„Hat er Ihnen auch alles gründlich gezeigt, der olle Kleinigkeitskrämer?“

Der Kleine nahm den Konstrukteur in Schutz: „Gewiß, er ist etwas umständlich, aber ein anständiger Kerl ist er, und seine Bobs sind große Klasse.“



„Wenn gute Führer darauf sitzen! Was heißt überhaupt bei einem Bob große Klasse? Mit meiner alten Maschine fahre ich noch heute allen Neukonstruktionen um mehrere Sekunden vor der Nase weg.“

„Aber Langer,“ legte sich die Schwester ins Mittel, „wie kannst du so etwas behaupten, bist doch noch nie gegen einen der neuen Bobs des Konstrukteurs gestartet.“

„Na, wir werden ja sehen. Sie kennen ja meine Ansicht über den Wert der Maschine, den Wert des Führers und den der Mannschaft.“

„Jetzt kommst du gleich wieder mit deinen berühmten Mehlfäden!“ Die Schwester mußte lachen.

Doch der Kleine erzählte weiter. Was sollte er sich mit dem Langer auflegen? Das war ein fruchtloses Unterfangen und führte nur zu ersten Differenzen, die er gerade hier vermeiden wollte.

„Jedenfalls habe ich mir eine der neuen Maschinen bestellt und hoffe, sie schon bald, spätestens zu Anfang der Winteraison, zu bekommen. Die ganze Arbeit machte auf mich einen äußerst soliden Eindruck, und die Versuche, die der Konstrukteur in meinem Beisein an der Festigkeit des Rufenstahls unternahm, waren derartig verblüffend . . .“

„Sie reden, als ob Sie Provision bekämen. Nun nennen Sie uns nur noch den Preis, und wir werden wunschgemäß in noch größeres Staunen verfallen.“

Dem Kleinen war die Antwort des Langer äußerst unangenehm. Verstohlen sah er nach dem Diener, ob der auch nichts gemerkt hatte. Doch dessen versteinerte Züge verrieten keinerlei Anteilnahme.

„Selbst wenn ich Ihnen den übrigens im Verhältnis lächerlich niedrigen Preis nennen würde, was nützte das? Ich bin mit dem Kauf zufrieden, und schließlich soll ich ja den Schlitten steuern.“

„Wir werden ja sehen, was dabei herauskommt.“

VIII.

Etwas zu plötzlich hob die Schwester die Tafel auf, kaum daß der Kleine die Zeit fand, seine Serviette zusammenzulegen.

Draußen in der Diele standen vor dem Kamin Zigarren, Mokka und Liköre. Der Diener brachte den Leuchter und entfernte sich, nachdem ihm der Lange eine

geflüsterte Anweisung erteilt hatte. Die alte Dame, die in die Wirtschaftsräume gegangen war, kam wieder zum Vorschein.

„Einen Moment, bitte!“ Die Schwester führte den Pagen in eine Fensternische.

„Eines wollte ich dir nur sagen: Wenn du den Kleinen weiter so schlecht behandelst, bekommst du es mit mir zu tun.“

Der Lange war perplex, das sah man seinem Gesicht an. Was dachte sich denn die Schwester, ihn hier abzulanzeln.

„Sag' mal, du bist wohl nicht recht gescheit?“

Er sah die Schwester mehr mitteilend als verärgert an. Dann blies er eine dicke Wolke aus seiner Zigarre der Schwester mitten in das Gesicht und kehrte an den Kamin zurück.

Hier stand der Kleine, die Mokka-Asche in der Hand, und versuchte der alten Dame vergeblich klarzumachen, warum der von ihm erworbene Schlitten besser sei als die bisher gebräuchlichen Konstruktionen. Sein Gegenüber verstand nichts von alledem, aber die alte Dame hörte doch wenigstens zu, ohne ihn zu unterbrechen; und das war dem Kleinen schon Zustimmung genug.

Verlegen hielt der Kleine inne, als der Lange an den Kamin herantrat. Doch der tat, als bemerkte er ihn nicht. Mit Kennerniemene wählte er aus den Viskören einen Schwarzwälder Kirsch, trank die Mokka-Asche bis zur Hälfte leer und füllte sie mit der scharfen Flüssigkeit bis zum Rand. Ein Bild der Zufriedenheit, ließ er sich in einen der bequemen Stühle nieder, die der Diener um den Kamin gerückt hatte.

Nun trat auch die Schwester in den Kreis. Aus ihrer Fensternische hatte sie ein Weischen das Bild am Kamin betrachtet. Die alte Dame, die mit etwas verängstigtem Gesicht ob der vielen neuen Eindrücke den Kleinen anstarrte, den Kleinen selbst, der mit vor Eifer geröteten Wangen erklärte und berichtete, und den Längen, der — teilnahmslos für alles um ihn her — sich die allabendliche Mischung bereitete.

Es war doch recht häßlich gewesen von ihm, den Kleinen bei Tisch so grob zu behandeln. Er mußte doch wissen, daß sich der Kleine nicht wehren konnte, daß er — Idealist, der er war — dem ironisierenden Ton des Längen niemals gewachsen sein konnte. Und aus einem gewissen Gefühl der Mütterlichkeit, des Schützenwollens um jeden Preis, hatte sie sich den Längen vorgenommen. Daß er sie so unfreundlich abfahren ließ, ärgerte sie noch nicht einmal sehr. Wenn er nur den Kleinen in Ruhe ließ!

Es schien ja fast so, aber wer kannte sich in dem Längen aus!

Man hatte sich in die bequemen Stühle vergraben. Wärmespendend flackerte das Feuer, spiegelte sich im Silber des Zigarrenkastens und warf zuckende Reflexe gegen Wand und Deckengewölbe.

Prasselnd sprühten die Funken, wenn ein Holzstück umgefallen oder das Harz eines Klobens zu brennen begann. Sonst war alles still.

Die alte Dame übersann noch einmal die Dispositionen für den kommenden Tag. Hatte sie auch nichts von all dem anzuordnen vergessen, was ein großer Gutshaushalt an täglichem Voraussenden erfordert? Eigentlich hätte sie noch einmal aufstehen sollen, um mit der Mamsell wegen des Frühstücks für den Gast morgen . . . doch sie besann sich im letzten Augenblick und sah verschüchtert zu dem Längen hinüber, der diese Störung in den Tod nicht leiden konnte. Und gerade jetzt sah er so wütend aus, schob sich seine breite Unterlippe nach vorn, über die hinweh die halbzerraute Zigarre hing.

„Wie die Schwester sich wieder für den Kleinen ins Zeug gelegt hatte!“ mußte der Lange denken. Ging sie doch gar nichts an! Konnte wohl keinen Spaß verstehen?

Und doch mußte er sich eingestehen, daß er keineswegs zum Scherzen aufgelegt war, als er bei Tisch ein paarmal dem Kleinen über den Schnabel gefahren war.

Aus den Augenwinkeln schielte er zu den beiden hinüber, die wie zufällig nebeneinandersaßen. In der Größe wenigstens paßten sie zusammen, aber sonst . . .!

Der kleine Roosmichsunge und die Komteß aus dem alten Geschlecht! Seine alten Herrschaften würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie erführen, daß er das zugelassen.

Ordentlich ein Kraken verursachte ihm der Gedanke in der Kehle und zugleich ein Durstgefühl, das ihn aus seinen Betrachtungen riß.

„Wo nur der Kerl mit den Getränken bleibt!“

Der Kleine hatte verträumt in den Kamin gesehen.

Er fühlte sich unbehaglich in diesem Kreise und überlegte doch zugleich, ob er nicht auch ein wenig Schuld daran trug, daß der Lange so ärgerlich geworden war. Warum mußte er auch so umständlich berichten; konnte er nicht kürzer sein? Auch daß er von seinem Schlittenkauf gesprochen hatte! War es nicht prohenhaft gewesen, gerade hier davon zu sprechen, wo alles, was mit Geld zusammenhing, so selbstverständlich hingenommen wurde?

Aber hatte nicht andererseits die Schwester ausdrücklich danach gefragt? Sie war überhaupt so teilnehmend und nett zu ihm gewesen, ganz anders als der Lange, der nur immer kritisieren und verdammen konnte.

Verstohlen sah er zur Schwester hinüber, und sekundenlang trafen sich ihre Blicke.

Die Schwester hatte den Kleinen schon längere Zeit unauffällig beobachtet. Eigentlich war er doch ein hübscher Kerl, nicht schön im Sinne iener Modefakten, wie sie etwa der junge Führer verkörperte, aber schnittig im Profil, männlich in den Zügen des anständigen Gesichts.

Der Lange wiederholte seine Frage nach den Getränken. Der Kleine fuhr aus seinen Gedanken hoch. Und, als wollte er den Längen nicht erneut verstimmen, stand er, der etwas von Getränken verstanden hatte, hilfsbereit auf und nahm das Tablett mit den Viskören in die Hand, das er dem Längen hinüberreichte.

Der sah wie versteinert zu ihm hinauf. Wollte ihn der Kleine zu allem übrigen hin auch noch verhöhnen? Oder war er wirklich so unkultiviert, daß er unter Getränken nur Schnaps verstand? Oder wollte er gar dienern . . . ?

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Grube:

Märzmorgen.

Naehren liegt noch auf den Weiden,
und die Äder sind noch braun;
aber droben will schon leuchten
flarer Morgenhimmel blau.

O, jetzt bricht die Sonne prächtig
strahlend aus der dunklen Gruft!
Hör' ich recht? Ein Klang schwingt mächtig
wie ein Jauchzer durch die Luft?!

Schwingt in meine zage Seele,
daß sie wirbelt, schwingt und klingt —
Hei! Aus kleiner Vergeblichkeit
bell der Frühling, Frühling singt!

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages dem Buche
„Vom Meeresstrand“ von Heinrich Grube entnommen.)

Prophetische Tage im März.

Lebten wir bei den alten Römern, so wären wir jetzt mitten im ersten Monat des Jahres, denn nach der römischen Zeitrechnung begann das Jahr mit dem 1. März. Diese Zeitrechnung wurde von den Franzosen und Engländern übernommen und war dort noch im 17. Jahrhundert üblich.

Ueber den Namen März zerbricht man sich bisweilen den Kopf, und leitet ihn häufig von dem alten Kriegsgott Mars ab. Aber: das fragen wir uns: Was hat der Kriegsgott Mars mit dem Vorfrühlingsmonat zu tun? Was sollen kriegerische Gefühle in dieser Zeit des jungen Werdens? Und wenn wir sorgfältiger nachforschen, so kommen wir der Sache auf den Grund. Nicht der sporenklingende Kriegsgott Mars ist der Patenonkel des März, sondern eine Gottheit des Frühlings und der Fruchtbarkeit, die altitalienischen Völker verehrten und die Mar, Mauris oder

Mabes hieß. Der Name ist diesem verheißungsbollen alten Monate also mit vollem Recht gegeben.

In der letzten Hälfte des März, wenn die Sonne im Zeichen des „Widders“ steht, pflügen unsere Vorfahren besondere Vorsichtsmaßnahmen anzuwenden, um durch diese gefährlichen Tage mit Glück hindurchzuführen. Zum Beispiel galt es für richtig, um diese Zeit die alten Kleider abzulegen und neue anzuziehen, dagegen galt es nicht für günstig, in der letzten Hälfte des März mit einem Hausbau zu beginnen. Auch wer heiraten will im März, tut gut, diesen wichtigen Schritt bis zum 11. März hinter sich zu bringen; die andern zwanzig Tage sind dem Unternehmen nicht sonderlich günstig, weil leicht böse Geister zu der Braut an den Altar treten können.

Solange die Sonne im Widder steht (also bis zum 11. April), soll niemand sich das Haar schneiden lassen. (Vubiköpfe in Stadt und Land! Meidet die Scherz des Friseurs.)

Was die Gesundheitspflege betrifft, so soll man sich im März oft waschen und baden; auch ist es günstig, Honig zu essen. Ebenso kann man sich mit Erfolg zur Ader lassen.

Ein nasser März gilt nicht als günstiges Vorzeichen. Denn: ein nasser März bringt viele zum Weinen, sagt ein altes Sprichwort. — März trocken, Mai kühl, April naß, fällt dem Bauer Scheun und Fack. — Ist der März trocken, ist damit die Hoffnung auf ein gutes Jahr gegeben. Donnerst es im März, gibt es im Mai Schnee. So viel Regen im März, so viel Regen im Juli. Der 7. März, im alten Kalender der Tag der Heiligen Perpetua, war auch von Bedeutung.

Zeigt Perpetua sich uns grün,
ist der Frühling früh und schön.
Hat Perpetua Schnee im Haar,
läßt uns warten das Frühjahr.
Hat Perpetua Eis auf dem See,
bringt April uns sicher Schnee.

Auch der 9. März, ehemals der Tag der 40 Märtyrer, ist von Wichtigkeit, hat sich doch als alter Volksglaube erhalten, daß, wenn es in der Nacht zum 9. friert, es auch vierzig Nächte vor Einbringung der Ernte frieren wird. In andern Gegenden glaubt man, daß das Wetter vierzig Tage lang so ist, wie es am Tage der vierzig Märtyrer ist, also am 9. März.

Der Josephstag, der 19. März, muß klar und schön sein, denn dann ist auf ein fruchtbares Jahr zu rechnen.

Der Benediktstag, der 21. März, der Tag der Frühlingstag- und Nachtgleiche, ist ein kritischer Tag erster Ordnung. „Regen am Benediktstag, gibt ein nasses Frühjahr, ist der Tag windig und trocken, wird das Frühjahr trocken sein.“ Oder: Ist Benediktstag hell und klar, ist der Ader zu besäen, sobald es geht; ist der Tag trüb und kalt, soll man den Ader erst austrocknen lassen.

Wenn bei Neumond im März (also am Benediktstag) Nordwind ist, wird es erst am 12. Juni warm. Also am 21. März soll man überall gut auf das Wetter achten, da man danach manchen seiner Sommerpläne richtig gestalten kann.

Ein weiterer sehr bedeutungsvoller Tag ist der 25. März, Mariä Verkündung. Wenn an diesem Tage Nordwind ist, ist das eine schlechte Vorbedeutung für die Kinder, denn dann laichen die Fische schlecht. Und friert es in der Nacht zu Mariä Verkündung, so friert es noch vierzig Nächte hinterher. Ist an Mariä Verkündung das Wetter am Morgen klar, so bedeutet das ein gutes Jahr.

Ende März ist die Lerche zu erwarten. Kommt sie aber zu früh, so ist das auch kein gutes Zeichen, denn: Soviele Tage, wie die Lerche vor Mariä Verkündung singt, so viele Tage muß sie danach still sein, um der Kälte willen.

Endlich ist noch an das alte Wort zu erinnern: „Wie der Wind am Ostermorgen weht, so weht er bis Pfingsten.“

Da allgemein ein trockener März als ein gutes Zeichen angesehen wird, können wir mit dem Wetter, das uns der März bisher brachte, zufrieden sein.

Die Entdeckung Amerikas und die Nachtkerze.

Wem ist diese schöne Unkrautblume nicht bekannt? Keiner aber ahnt, daß die Nachtkerze erst in der Neuzeit Europa erobert hat. Wilhelm Bölsche hat in seiner „Naturkunde“. Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW 68, ein ganzes Kapitel dieser in jeder Hinsicht interessanten Pflanze gewidmet, dessen ersten Abschnitt wir hier abdrucken.

In der hübschen Morgenstunde des 12. Oktober 1492, als die Kanonen der „Santa Maria“ den großen Tag verkündeten, stellte sich das Jünglein der Wage auch schon auf die Entdeckung ein: wer nun Herr werden sollte, die alte Welt über die neue oder die neue über die alte. Es sollte noch gar manche Sprünge vor und zurück machen, dieses Jünglein. Was Kolumbus damals aber wohl am wenigsten geahnt hat, das war die rasche und endgültige Lösung der Frage durch einige der sanftesten Landesfinder der neuen Erdhälften wenigstens für ihr Gebiet: nämlich Pflanzen.

Im Laufe der jetzt verfloßenen vier Jahrhunderte haben eine Anzahl amerikanischer Pflanzen unzweideutig die alte Welt erobert.

An jenem Entdeckungsmorgen berührte des Altvaters Kolumbus Fuß auch den Erdboden der Nachtkerzen.

In bald hundert Arten wuchs das Geschlecht dieser lieblichen Blumen auf dem neuweltlichen Kontinent. Ein schwefelgelber Strauß Nachtkerzenblüten, in unsere sandige Mark gebracht, wäre damals ein eigenartig exotischer Genuß von jenseits des großen Wassers mit allem Zauber jungfräulicher Neuheit gewesen.

Uns nachkolumbisches Geschlecht nennt das Japan wunder.

Lannwir pilgern aus der Stadt in die märkische Heide, und am Bahndamm zwischen den Kiefern stehen die Nachtkerzen Kopf an Kopf wie die gelben Flämmchen, ein echtes und reiches Unkraut, das uns weder in Liebe noch Haß für gewöhnlich imponieren kann. Denn es gehört zwar zum altvertrauten Vaterlandsbilde, aber der schlichte Sinn achtet es doch durchweg eben als ein Unkraut sehr niederen Grades.

Nun denn: die erste Oenothera, wie die Nachtkerze als botanische Gattung heißt (der Ton liegt auf dem zweiten e), kam um 1614 aus Virginien in Nordamerika zu uns herüber. Es war die sogenannte Oenothera biennis. Im Jahre 1778 führte John Rothergill eine zweite Art (suaveolens), 1789 John Sunnemann die dritte (muricata) aus Kanada ein. Europas Luft und Erde sagten den Gassen alsbald so zu, daß sie sich heimlich aus den Gärten, wo man sie als fremde Karität gehet, formachten und bald da, bald dort als freie Kolonisten auf eigene Faust ansiedelten. Seitdem besitzen sie Sandgrube und Düne und Waldrain bei uns, als hätte Thunelba schon ihre Kränze aus ihren Gelbblingen geslochten.

Das ist die ursprünglichste Voraussetzung der wunderbaren Historie, die es zu berichten gibt: die erste Station der Nachtkerze von Amerika bis zum märkischen Bahndamm.

Duell im Hörsaal.

An der Technischen Hochschule in Dresden war Hallwachs einer der Professoren, die dem Typ der „Lustigen Blätter“ lebhaft widerprechen. Die hellen Sommeranzüge, sein Monotel waren Ergänzungen seiner eleganten und witzigen Art, sich zu geben.

Ungeheuer gekränkt fühlte sich der hohe Herr, wenn man zu spät in seinem Auditorium erschien.

Als einstmals einer seiner Hörer durch zu spätes Eintreten seinen Unwillen erregte, hielt Hallwachs im Dozieren ein, und, das Monotel ins Auge flemmend, betrachtete er maßregelnd den Verspäteten.

Dieser Jüngling nahm umständlich Platz, ersahte dann die Stille, sah, seinerseits das Monotel ins Auge flemmend, den Herrn Professor erwartungsvoll an, und, als der die Stille noch immer nicht unterbrach, stand er wieder mit der gleichen Umständlichkeit auf, und sprach, entschuldigend und höflich:

„Verzeihung, Herr Professor, ich dachte, hier würde gelesen“, worauf er verschwand.

Das Feinste und Klügste tat nun aber Hallwachs, indem er, anerkennend auf die Türe weisend, meinte:

„Der Mann war mir über.“
Und alles lachte nun mit ihm mit.

Die kürzeste Ehe der Welt.

Eine Episode aus dem Samwetleben.

Aus Moskau wird uns geschrieben:

Die in Moskau erscheinende „Grasnaja Gogeta“ veröffentlichte vor einigen Tagen einen Bericht, der ein grelles Licht auf die in Samwetland herrschende Auffassung von der Ehe wirft.

In einem Vormittag erschien beim Moskauer Registrierungsamt für Eheschließungen und Scheidungen ein junges Paar, um die Formalität der Eheschließung vorzunehmen. Nach wenigen Minuten war, wie jetzt in Rußland allgemein üblich, diese Prozedur erledigt.

Vor dem Beggehen verlangte die junge Braut von ihrem frischgebadenen Ehemann die Bezahlung des infolge ihres Wegbleibens von der Arbeit verlorenen Arbeitslohnes in der Höhe von 0.50 Rubel. Ihr Gatte war über dieses Ansinnen höchst überrascht und suchte ihr klar zu machen, daß ein solches Betragen gleich bei Beginn der Hüttenwoche sehr merkwürdig und gewiß nicht am Platze sei. Die junge Frau aber ließ sich von ihrer Meinung nicht abbringen und so entwickelte sich vor dem Tische des Beamten ein Zwist, der damit endete, daß der erzürnte Gatte seiner Frau gornig den verlangten Betrag auf den Tisch warf, sich hierauf an den Beamten wandte und die Scheidung verlangte, weil er sich im Charakter seiner Gattin getäuscht habe. Diesem Begehren wurde sofort stattgegeben. Die Eheschließung und die Scheidung hatten insgesamt neun Minuten in Anspruch genommen.

Die Dummheit der Tiere.

Ungeheuer zahlreich sind die Geschichten, die man sich von der Klugheit der Tiere erzählt. Ganz selten dagegen trifft man Berichte, die das Gegenteil zu beweisen suchen. Neuerdings hat ein deutscher Zoologe, Dr. Heinroth, das Wort ergriffen. Er möchte den Legenden, von der Klugheit der Pferde und Hunde, von der List der Schlangen und der Weisheit der Gule, ein Ende machen, indem er behauptet, daß alle Tiere, verglichen mit dem Menschen, einen äußerst rudimentären Verstand haben.

Man denkt bekanntlich mit dem Großhirn, und zwar besonders mit der grauen Masse der Hirnrinde. Das Großhirn verhält sich bei den Menschen zu dessen Gesicht ungefähr wie 1:1. Um die Menschen nun von der intellektuellen Minderwertigkeit der Tiere zu überzeugen, hat Dr. Heinroth die Frage aufgestellt, wie würden die Tiere aussehen, wenn das gleiche Verhältnis auch bei ihnen anzutreffen wäre?

Betrachtet man z. B. ein Pferd, so hat man unwillkürlich die Vorstellung, daß in dem schönen Kopf auch Gedanken sein müssen. Würde der Kopf des Pferdes in dem gleichen Verhältnis zum Ge-

hien stehen, wie der Kopf des Menschen, so würden die Pferde puppenhaft kleine Köpfe haben. Ebenso verleiht der große Kopf der Gule dem Menschen zu dem Glauben, daß sie im Besitz unergründlicher Weisheit ist. Und doch ist gerade die Gule ein ausgesprochen dummer Vogel. Trotz der großen ausdrucksvollen Augen, — aber die Augen sind auch das stärkste entwickelte Sinnesorgan der Gule.

Nimmt man den Kopf des Pavians, so besteht er hauptsächlich aus Kiefer und Knochen, und sogar der Schimpanse, einer der höchsten Affen, hat ein Gehirn, das sechsmal schlechter gebaut und nur ein Drittel so groß ist, wie das des Menschen. Ein Pavian ist dann auch achteckmal dummer als ein Durchschnittsmensch.

Schlangen, Krokodile, Schildkröten sind allgemein viel weniger intelligent als die warmblütigen Tiere. Ein Krokodil, das 3 Meter lang ist, hat ein Gehirn, das die Größe der Walnuss nicht übersteigt, und ein Frosch hat im Verhältnis zu seinem Körper ein noch viel kleineres. Und doch hat ein Frosch große, ausdrucksvolle Augen.

Wenn der Mensch die Tiere für klug hält, so läßt er sich dazu meist durch die großen Tieraugen verleiten, hinter denen er Gedanken vermutet, die nicht vorhanden sind.

Daß die Handlungen der Tiere meist Instinkt, nicht Gedankenhandlungen sind, ist auch wohl vor Heinrich die allgemeine Ansicht gewesen. Nur ein Fehler unserer Beobachtung ist es, wenn wir logisches Denken bei ihnen festzustellen glauben. Sie können wohl eine Reihe von Handlungen zur Erreichung eines Ziels unternehmen, aber niemals auf dem Denkwege. Dieser Erkenntnis kann sich auch unser Jahrhundert, das gerade den Tieren so viel Liebe und Verständnis entgegenbringt, nicht verschließen. Das ist die große Unterscheidung der Tiere vom Menschen, über die kein Tier je hinweg kommt. Alle „denkenden“ Pferde und Hunde sind Dressurfunkstücke eines sehr geduligen und geschickten Dresseurs. Könnte es an dieser Tatsache noch Zweifel geben, so haben Heinrichs Untersuchungen sie beseitigt.

Vom Lesenlernen.

Von F. Reuting.

Es mag angehts der Büchermassen, die jedes Jahr auf den Markt wirft, für den Einzelnen schwierig erscheinen, das Rechte für sich herauszufinden. Da werden Köpfe auf den Schild gehoben, die schon die nächste Jahreswende nicht mehr kennt, die man aber gelesen haben muß, wenn man nicht rückständig erscheinen will. Man wehrt sich vergeblich; Presse, Buchhändler und gute Freunde reden uns zu, und so sehen wir uns eines Tages plötzlich im Besitz eines jener Machwerke, die uns schon auf den ersten Seiten wie Dreißigauspflanzungen anmuten, die den kühlen Luftstrom einer unbefangenen Kritik nicht aushalten.

Ein gesunder Geschmack, der sich an Vorbildern wie Jeremias Gotthelf, Melchior Meier, Gottfried Keller, C. Ferd. Meyer, Ferd. von Saar, W. H. Riehl, Theodor Storm, Peter Moser, Fontane u. a. seinen „Standpunkt“ gebildet, wird bald in der Lage sein, aus all dem Unwert das wirklich Gute herauszufinden.

Wir sollen lesen lernen. Wir sollen uns, so oft wir ein Buch in die Hand nehmen, klar sein, warum wir es tun. Uns fragen, ob es uns bilden, anregen, beruhigen, erheitern oder nur die Langeweile vertreiben soll. Oft wird der Fehler gemacht, zum Beispiel für die Ferienzeit Bücher einzupacken, die man dem landschaftlichen Charakter seines Reisezieles angepaßt glaubt, so Reisebeschreibungen für die Heide usw. Dann sitzen wir mitten in grüner Natur, das Buch auf dem Schoße, und fühlen uns nicht angeregt, weil die Wirklichkeit hinter dem Buche oder das Buch hinter der Wirklichkeit weit zurückbleibt. Es ist ein eigen Ding mit dem Lesen unter freiem Himmel. Warum geben uns Stifter, Storm, Moser und wie die Spender echten Sommerzaubers alle heißen, hier so viel weniger, so viel blaßere Farben? Auch die einfache, blonde Elisabeth in Immermanns „Münchhausen“ weiß eine Antwort auf diese Frage. „Ja, sieh“, gesteht sie ihrem Oswald, „es ging mir eigen mit deinen „Wundern im Speßart“. Ich glaube, ich hätte sie in der Stube hören müssen, da würde ich mir den Watz hingedacht haben; aber hier unter den grünen Blättern, bei den wehenden Winden und dem fließenden Wasser kam mir alles so natürlich vor, und ich konnte nicht recht daran glauben.“

Gewöhnen wir uns, ein Buch, ein Kunstwerk zu betrachten als etwas, das uns leben hilft, mit dem wir aber nicht wie mit unserer Pflicht ringen, damit es uns segne. Rechnen wir es ruhig ab, wenn es uns nicht entgegenkommt. Springt aber der Funken nur einer von ihm auf uns über, dann wollen wir nicht ruhen, bis wir die ganze Glut, die es auszuströmen vermag, uns zu eigen gemacht. Sobald wir einmal erkannt haben, daß unser Lebensschicksal nichts Fertiges ist, beginnen wir schon, von innen heraus daran zu bauen. Und unser Instinkt zeigt uns die Wahl der Mittel: für einen Bau, der so vielen Trost bieten muß — denn die Forderung des Tages duldet keine Ablehnung — nur edelstes Material.

Die Anekdote.

Dem Schauspieler Wittner wurde in der vorletzten Szene des „Hamlet“ auf einer Provinzbühne ein faules Ei auf die Bretter geworfen. Wittner befiel vollkommen seine Ruhe, hob das Ei vorsichtig auf, roch daran und sagte dann gelassen: „Sagte ich es euch nicht, o Freund, es ist etwas faul im Staate Dänemark...!“

Mit der tragischen Wirkung soll es an diesem Abend nicht mehr weit her gewesen sein.

Der Hofmarschall Friedrich Wilhelms III. überraschte einmal einen Lakaien in dem Augenblick, als dieser aus einer Flasche heimlich Rotwein trank. Der Diener erschrocken furchbar, und ein beträchtlicher Teil des Inhalts ergoß sich über die weißen Spitzen seines Westes. Um das Unglück voll zu machen, ging die Tür ein zweites Mal auf, und der König trat herein.

Der Hofmarschall stellte dem Lakaien die sofortige Entlassung in Aussicht, der König aber lachte herzlich über das jämmerliche Aussehen des rotbefleckten Dieners und sagte zu dem vor ihm Knieenden: „Aufstehen! Aufstehen! und das nächste Mal Rotwein trinken!“

Als Viktor Hugo seinen Roman „Les Misérables“ herausgegeben hatte, wollte er gern erfahren, wie sich der Absatz des Buches gestaltete. Er sandte seinem Verleger ein Telegramm, das als Text nichts weiter enthielt als ein Fragezeichen. Der Verleger telegraphierte ebenso kurz zurück. Mit einem Ausrufungszeichen.

Eine englische Wochenschrift hat ihre Leser gebeten, die geschichtlichen Quellen, in denen die Augenfarbe Napoleons mitgeteilt wird, anzugeben. Die Angaben von acht Augenzeugen, die als Ergebnis der Enquete angeführt werden, sind widersprechend. Vier unter ihnen fanden sie lichtgrau, einer grau schlicht, einer gibt sein Votum für bläulichgrau ab, einer für lichtblau und die Fürstin von Meggio schrieb sogar: „... ich sehe noch immer seine dunkelblauen Augen, in die man — wie in die Sonne — nicht blicken konnte.“

Und nun gibt es zwei Rätsel statt eines: Welche Farbe hatten die Augen Napoleons, und wie konnte die Fürstin von Meggio die Farbe von Augen sehen, in die sie nicht blicken konnte?

Aus aller Welt.

Ein bedeutender historischer Fund. Im Norden des Sees Genesareth in Palästina wurde in Tabgha ein Stück einer schwarzen Basaltssäule gefunden. Der Stein enthält drei Zeilen Hieroglyphen, bedeutend, daß Thutmosis III., der im 15. Jahrhundert v. Chr. gelebt hat, die Mitamistämme von Syrien besiegt hat. Dieser Fund, der von amerikanischen Forschern gemacht wurde, muß als einer der ältesten historischen, authentischen Beweise für die ägyptischen Feldzüge in Palästina betrachtet werden.

Helden der modernen Jugend. In einer Schule im Staate New-Jersey wurden 700 Schülern vom Rektor die Frage nach ihrem Helden vorgelegt. Es ergab sich das keineswegs überraschende Ergebnis, daß Lindbergh mit 383 Stimmen an der Spitze stand. Ihm folgte Präsident Coolidge mit 110 Stimmen und Henry Ford mit 66. Der Rest verteilte sich auf Erfinder und Sportgrößen. Ihren eigenen Vater betrachteten nur zwei Schüler als Heldengestalt.

Eine unaufhaltsam wachsende Stadt. Es ist unzweifelhaft, daß die amerikanische Stadt Los Angeles mit der Schnelligkeit, mit der sie wächst, den „Rekord“ hält. In nur zehn Jahren ist ihre Einwohnerzahl von 375 000 auf 1 250 000 gestiegen; das bedeutet eine Vermehrung um 80 000 Köpfe im Jahre, um 6500 in jedem Monat, um 200 jeden Tag, und um einen neuen Bürger alle sechs Minuten.

Straßenpflaster aus Stahl. In England sind Versuche im Gange, Stahl als Pflasterungsmaterial für Großstadtstraßen zu benutzen, um die Reparaturkosten der Straßenbede herabzumindern. Da heute die Fahrzeuge überwiegend Gummirreifen tragen, dürfte eine Beschädigung des Stahlpflasters kaum in Frage kommen, und diese Pflasterung das Regen von Röhren und Schienen leicht ermöglichen.

Um sechs Serringe willen. Dieser Tage wurde in London ein Mann zu einem Monat „Hard labour“ (Gefängnis mit schwerer Arbeit) verurteilt wegen Vortäuschung von Missetaten. Er hatte nämlich, während seine Frau und seine sechs Kinder Hunger litten, aus Mangel an Nahrungsmitteln sechs Serringe mit nach Hause gebracht und diese vor den Augen seiner Frau und Kinder gegessen.

Fröhliche Ecke.

Mißverständnis. Käufer: „Ich möchte ein Paar Stiefel, aber keine billigen, sondern recht kräftige und derbe für die Gartenarbeit.“ — Verkäuferin: „Was wollen Sie denn anlegen?“ — Käufer: „Eine Spargelkultur und 'n Mistbeet.“

Grammatikstunde. Der Lehrer erklärt die Bedeutung der Vorsilbe „un-“. „Das Gegenteil von schön ist — unschön. Das Gegenteil von artig ist — unartig. Nun nennt mir noch das Gegenteil von frei!“ Paulchen meldet sich: „Das Gegenteil von frei ist — befreit.“

Es stimmt nicht. In der Schule erklärt der Lehrer den Unterschied zwischen mir und mich und dir und dich. Dann fragt er Fritzchen: „Stimmt das, wenn ich zu dir sage: Ich liebe dir?“ — „Eh“, sagt Fritzchen, „das kann wohl mit stimmen, eben ham Se mir ja noch verhaßen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Straßmann.